

Elektra



Foto: Matthias Jung

Abwärts

Das Leben ist weit weg, wenn du aus Elektra kommst. Die U-Bahn-Station vor dem Opernhaus wird zur Schaltstelle. Abwärts. Dann: Aufstieg aus der Tiefe. Dunkelheit als Programm, jeder Mensch ein Gegner. Spät erst verfliegt die Narkose. Elektra ist wahrscheinlich nichts für Opern-Novizen, nichts für frisch Verliebte. Kinder würde man zuhause lassen. Das Textbuch vor ihnen verstecken. Elektras Farben: Rot und Schwarz für Blut und Tod. Nichts für einen schönen Abend, nachdem man eingehakt aus dem Opernhaus schwebt. Wer sich einlebt in diese Geschichte, der geht schnell in und mit ihr verloren. Reißfeste Seelen sind gefragt.

Fiebertext

Die Töne: Strauss skelettiert Musikgeschichte – mit großem Besteck. Tonalität bekommt den Lack abgekratzt. Das Fin de Siècle steht Pate. Eine Lektion in Dekadenz. Man könnte das Stück auf einer Liege inszenieren. Freud als Beichtvater. Elektra ist eine Textoper. Ein Fiebertext. Eine kahle Welt vor dem Untergang – uraufgeführt 1909. Elektra – 135 Minuten vorwärts. Ein Akt. Keine Pause. Eine Herausforderung. Für das Ensemble. Das Orchester. Die Bühne. Man kann Elektra verfilmen. Monumental. John Williams würde Töne spendieren oder Jerry Goldsmith. Regie könnte Spielberg führen oder Michael Man – Terence Malick vielleicht. Elektra auf der Oper ist Kopfkino. Die Musik liefert die Leinwand und bildet Seele ab. Schwere Klangparfüm schwadroniert vor dem Trommelfell. Man hört auf Zehenspitzen.

Die erste Stunde: Frauensache. Männer sind zwar zu sehen, aber sie singen nicht. Elektra-Frauen sind irgendwie Hysterische. Man würde sie sich nicht aussuchen. Mörderspinnen. Abergütliche. Wahlverwandtschaft geht anders. Mit denen hätte man

früher Kindern droht. Alle haben sie Schlagseite. Ihre Seelen humpeln. Eine Oper wie Elektra fordert Entscheidungen: Wer nicht mitgeht und miterlebt, wird zu einer Art Katastrophentourist. Wer den Abstand mitbringt, kann am Ende klatschen. John. Buhen. Ein optimaler Schluss für Elektra: Das Publikum verschwindet stumm.

Hochseil

Die Elektra der Deutschen Oper am Rhein: Eine schwierige Sache. Manchmal einen Tick zu bemüht. Die Bühne: Wichtig. Sich drehend. Ein Haus, in dem von Beginn an das Unheimliche wohnt. Leichen hängen aus den Fenstern. Alles ist hohl. Unmöblierte Seelen als Licht- und Schattenarchitektur. Die Sänger wohnen zur Untermiete. Am Schluss ist das Haus Ruine. Eingestürzt. Was die Kulisse der ersten Minuten verspricht, lässt sich nicht halten. Aber wer weiß. Vielleicht ist das Geheimnislose Teil des Programms.

Das Orchester: Vielfarbig, wendig. In der Dynamik zuhause. Was aus dem Keller die Sänger grundiert, ist sinnstiftend und erhellend. Musik als Scheinwerfer ins Seelenleben der Akteure an der Rampe. Axel Korber: Die Domina im Graben. Einer, der schlagen und streicheln kann. Er hält die Fäden. Die Musik als Korkenzieher zum Schönen. Unmerklich. Elektra ist in der Tat ein bisschen Filmmusik: An den intensivsten Stellen kaum spürbar aber immer tonangebend vorhanden. Manchmal möchte man die Augen schließen – Elektra nicht sehen, wie sie die Axt hochhält. Aber wacher Blick ist gefragt. Wenn einer mit dem Textbuch nicht auf du und du ist, sind die Obertitel unausweichlich. Sie zwingen in den Spreizblick, wenn man weit vorn sitzt. Manch gesungenen Text kann man nur gelesen entziffern. Auf der Bühne geht es um Leben und Tod nicht um Textverständlichkeit. Strauss diktiert seinen Sängern Akrobatik. Aber

der Hochseilakt ist nicht Kunst um der Kunst willen – er ist Teil der komponierten Botschaft. Viel subtiler als Strauss kann man Text nicht ausbürsten. Strauss vertont nicht nur Inhalt – er veront auch den Klang der Sprache. Linda Watson – eine fleischgewordene Elektra. Renée Morloc, die schreckenstaumelnde Klytänestra und Morenike Fadayomi bräuchten kaum Kulisse. Man könnte sie auf Klappstühlen drapieren. Sie würden trotzdem die strauss'sche Opernarkose bringen. Dazu mit Hans-Peter König ein langhaariger Orest vom Lande. Wolfgang Schmidt als Aegisth und David Jerusalem als Pfleger des Orest. Sie alle bilden mit dem Orchester zusammen eine Seilschaft in die musikalische Steilwand. Sie klettern sicher und mit dem Blick für die gefährlichen Spalten.

Verschwinden

Am Ende zeigt sich das Publikum begeistert von den Protagonisten. Die Frage bleibt: Ist die totale Begeisterung im Nischenleben aufgegangen? Hat Strauss eine sich selbst fressende Pflanze komponiert, die einem am Schluss die Hände schwer macht? Am besten stumm verneigen. Man fühlt sich so fremd im Applaus. Keine Premierenfeier. Einfach in der U-Bahn verschwinden.

Der Beipackzettel zu Elektra sagt: Wer stark ist, geht hin. Es lohnt sich allemal. Nur bitte für das Danach keinen schönen Abend planen. Das Essen könnte im Hals stecken bleiben. Der Nachklang ist zu intensiv.

Weitere Termine: Dienstag, 25. September, 19.30 Uhr; Freitag, 28. September, 19.30 Uhr; Sonntag, 30. September, 18.30 Uhr und Sonntag, 7. Oktober, 15 Uhr im Düsseldorfer Opernhaus.